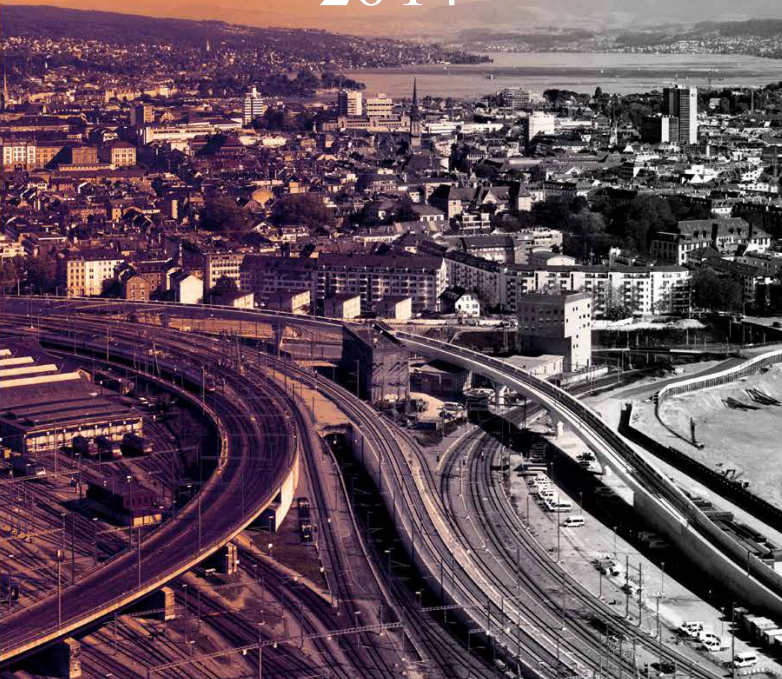


# Jahresbericht Stiftung Netzwerk 2014



## EDITORIAL



«Eine nähme mer no» – viele Jubiläen und ein Blick zurück

Zur Halbzeit des laufenden Jahres halten Sie unseren Jahresbericht in Händen. Während Finanz- und Statistikteil exakt über das Geschäftsjahr 2014 Auskunft geben, nehmen wir in den Texten auch Bezug auf das laufende Jahr. Der Grund dafür liegt auf der Hand. 2015 kann das Netzwerk gleich mehrere Jubiläen auf einmal feiern: 20 Jahre Jobbus/Garage, 10 Jahre AIP Restaurant Konter Wetzikon, 5 Jahre AIP Restaurant Viadukt Zürich und 5 Jahre AIP Dorfden Seegraben. Aus diesem Anlass haben wir nach zwei erfolgreichen Geschäftsjahren im Juni in der Kulturfabrik Wetzikon ein Jubiläumsfest ausgerichtet. Grosse Reden wurden an diesem Wochenende bei idealen Wetterverhältnissen keine gehalten. Dafür haben wir auf dem lauschigen Vorplatz der 35-jährigen «Kulti» Würste und Hamburger gegrillt und mit einer bunten Gästeschar anregende Diskussionen geführt.

Natürlich dürfen an einer Netzwerkfeier auch der musikalische Paukenschlag nicht fehlen: Es ist uns gelungen, nach die Young Gods und Ziri West Polo Hofer auf seiner «Andspurt»-Tour ins Zürcher Oberland zu lotsen – einen, der sich zeitlebens treu geblieben ist und obendrein mit einem noch viel aufsehenerregenderen «Runden» aufwarten konnte: dem Siebzigsten. Polo National meisterte die Rolle des lockeren und sympathischen Zeremonienmeisters mit links. Die Stimmung war toll. Das Publikum wollte ihn und seine Band an den zwei restlos ausverkauften Abenden gar nicht mehr ziehen lassen – verständlicherweise. Wenn ein Mundartrock-Urgestein wie Polo seine Karriere als beendet erklärt, ist das ein berührender Moment. Ein Moment auch, der zum Nachdenken anregt.

Polo auf der Bühne und die vielen bekannten Gesichter im Publikum haben mir vergegenwärtigt, dass auch die Stiftung Netzwerk auf eine lange Geschichte zurückblicken kann. Eine Geschichte, in deren Verlauf wir uns vom Land in die Stadt begaben, was zuerst ein mutiger und riskanter Schritt war, sich mittlerweile aber als grosse Chance entpuppt hat, als wichtiger Brückenschlag. Als Polo seinen Song «Liebe Siech» sang, musste ich daran denken, wie viele Menschen uns in den vergangenen Jahren immer wieder grosszügig unterstützt haben. Gleichzeitig haben mir der Anlass und die vielen Begegnungen vor Augen geführt, warum die Vermischung von sozialer Arbeit, Kultur und Sport sinnvoll ist, wirkt sie doch immer verbindend.

Bewusst wurde mir auch noch einmal, wie viele Angebote und Projekte seit 1995, dem Jahr, als das Angebot Jobbus/Garage in die erste Runde ging, dazugekommen sind. Das Begleitete Wohnen und die Aufwandswohngruppe waren damals bereits Realität. Im Bogen F in Zürich, wo im vergangenen Jahr annähernd 60 Konzerte stattgefunden haben, ist unser neuestes Projekt, die Cafebar, «zu Hause». Ein Angebot, das unseren Jugendlichen ein weiteres interessantes Arbeitsfeld bietet. Nebst dem Aufbau der AIP-Betriebe hat sich auch der Wohnbereich im Zürcher Oberland stetig weiterentwickelt; er ist von ursprünglich einigen wenigen Wohnungen auf heute insgesamt 45 Plätze angewachsen, die wir in der Aufwandswohngruppe, beim Begleiteten Wohnen und in den Jugendwohnungen anbieten. Dass es Institutionen wie unsere in diesem Bereich braucht, zeigt eindrücklich das Porträt von Michaela in diesem Jahresbericht.

Seit der Gründung der Stiftung Netzwerk haben wir uns immer für die Schwächsten in dieser Gesellschaft eingesetzt, weil für uns Gerechtigkeit und Solidarität entscheidende Grundwerte sind. Die Soziologin Claudia Honer, eine gebürtige Zürcher Oberländerin, sagt im Interview in diesem Jahresbericht, dass keine soziale Gerechtigkeit herrsche, wenn Junge einfach nicht hineinkämen in die Gesellschaft und kein Teilhaberecht hätten. Über Solidarität und soziale Gerechtigkeit wird auch in den anderen Gesprächen diskutiert sowie über Phänomene der Zeit, die am Ende uns alle betreffen.

Wir wünschen eine gute Lektüre und bedanken uns recht herzlich für das entgegengebrachte Vertrauen. Und schliessen frei nach Polo: «Eine nähme mehr no.»

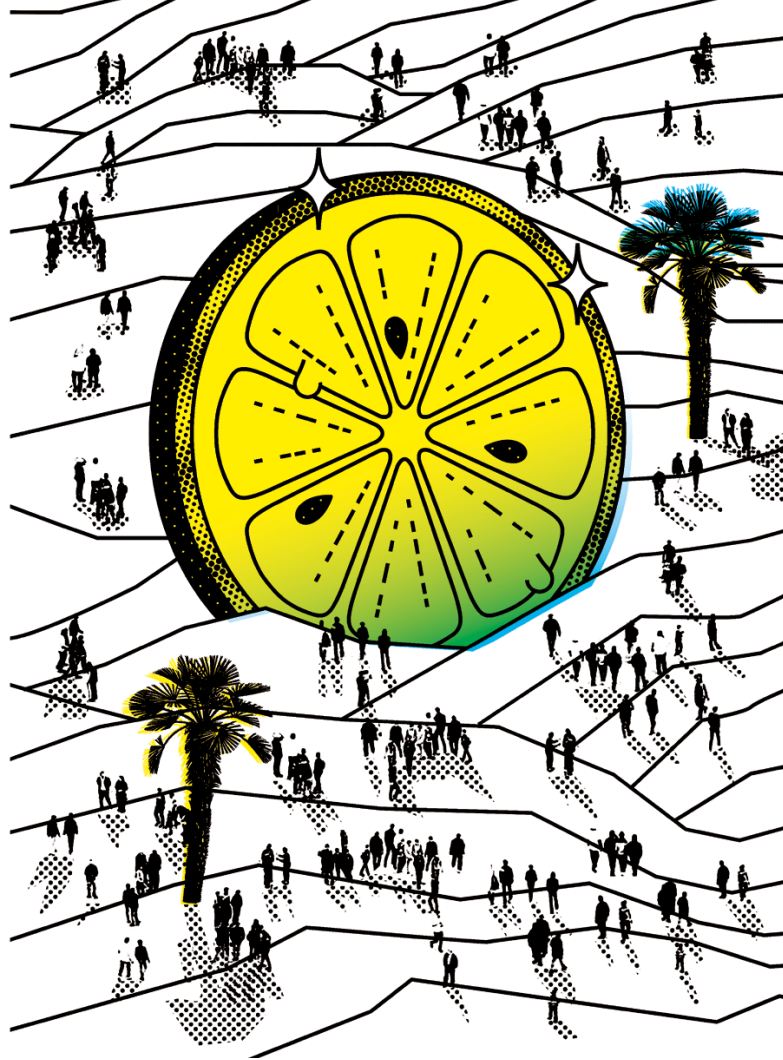
Kaspar Jucker, Geschäftsführer

Seite 1	Editorial
Seite 4 – 43	Im Gespräch FRICION, 4 – 11 Melinda Nadj Abonji und Manuel Stahlberger, 12 – 19 Michael Meyer und Kaspar Jucker, 20 – 27 Walter Schmid und Armin Manser, 28 – 35 Heliane Canepa und Seraina Rohrer, 36 – 43
Seite 44 – 49	Interview Claudia Honegger
Seite 52 – 77	Impressionen
Seite 80 – 82	Färi
Seite 83 – 85	Michaela
Seite 86 – 87	Team Jugendwohnungen
Seite 88 – 90	Putzquize unseres Vertrauens: Perfekta – Heiner «Henke» Grob
Seite 92 – 97	Finanzen
Seite 98 – 103	Statistiken
Seite 106 – 133	Konzerte im Bogen F
Seite 134 – 135	Stützrat und Mitarbeitende
Seite 136	Adressen
Seite 137	Impressum

# «FRICION ist wie eine Familie oder eine Beziehung»

## FRICION

Camille Jamet, \*1988, Studium in Szenografie an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), Lea Loeb, \*1987, Studium der Dramaturgie an der ZHdK, Magda Drozd, \*1987, Studentin der Dramaturgie an der ZHdK, und Robert Steinberger, \*1989, Studium in Visual Arts an der San Diego State University, bilden zusammen das Zürcher Künstlerkollektiv FRICION («Reibung»). In den vergangenen zwei Jahren haben sie gemeinsam mit vielen anderen Akteuren aus der Kunstszene den inzwischen abgerissenen OpenSpace Kunstraum «PerlaMode» an der Langstrasse im Kreis 4 bespielt. Diesen wiederum haben sie als Gruppe 2014 gemeinsam mit Mayo & Friends und Atelier Perla von Esther Eppstein übernommen, die dort seit 2007 ihre Galerie «message salon» betrieben haben. Im April ist FRICION in den Nordquartier der Gessnerallee in Zürich gezogen. In den kommenden Monaten werden sie dem «Zwischenmenschlichen» in der Kunst auf den Grund gehen.



Was hat euch im vergangenen Jahr zuversichtlich gestimmt, und was war ein Antrieb?

Lea: Die vielen Leute, die wir im Kunstraum «PerlaMode» kennengelernt haben, all die Menschen, die uns unterstützt und an uns geglaubt haben. Es ist ein Zusammenhalt zwischen den kulturellen Akteuren entstanden. Da der Abriss immer präsent war, haben wir einen unheimlichen Drive entwickelt. Magda: Ein Antrieb war, zu sehen, dass «unsere» Gemeinschaft wächst. Wir haben ja zu viert angefangen, aber im Lauf der Zeit sind immer mehr Leute dazu gestossen. Zu erleben, dass hier in der Kulturszene kein Konkurrenzkampf herrscht, sondern dass die Leute sich gegenseitig helfen, obwohl man vielleicht etwas ganz Ähnliches macht, fühlt sich wirklich gut an. Robert: Manchmal haben wir einen Schrittauf die anderen zu gemacht, manchmal sind die anderen uns entgegengekommen. So oder so hat man am Ende die Dankbarkeit auf beiden Seiten gespürt.

Was hat euch am meisten beunruhigt?

Magda: Was in der Welt so passiert, empfinde ich als sehr beunruhigend. Gleichzeitig spüre ich in meinem Alltag kaum etwas von all den Kriegen und Terroranschlägen. Es hat keinen Einfluss auf meine Realität, aber ich weiss: Das kann sich jederzeit ändern. Es ist alles weit weg und trotzdem so nah. Lea: Der Vormarsch der Terrormiliz Islamischer Staat beschäftigt und beunruhigt mich zum Beispiel sehr. Mir ist bewusst, dass die Dinge sich schnell ändern können, auch hierzulande. In solchen Momenten wird mir bewusst, dass wir in einer riesengrossen Seifenblase leben.

Apropos Seifenblase: Wo wir geboren werden, entscheiden nicht wir – trotzdem ist es lebensbestimmend. Ihr wohnt und wirkt in Zürich, der Stadt mit der angeblich zweithöchsten Lebensqualität weltweit, wie fühlt sich das an?

Magda: Luxuriös. In München, wo ich vorher lebte, habe ich zum Teil einen Stundenlohn von sieben Euro und bezahlte fast die gleich hohe Miete wie in Zürich. Ich musste konkret viel mehr arbeiten, um über die Runden zu kommen. Lea: Ich habe schweizerisch-argentinische Wurzeln, bin aber in Zürich aufgewachsen. Mir ist sehr wohl bewusst, dass wir hier in einem Megalopolis leben. Vor allem das Bildungsangebot ist riesig. Gleichzeitig ist Zürich klein, übersichtlich. Wir haben mit FRICION ziemlich schnell Aufmerksamkeit erhalten – in Berlin wären wir eine Gruppe unter zehntausend,

und es wäre sicher viel schwieriger, überhaupt Beachtung zu finden. Magda: Im Vergleich zur Grösse läuft es in Zürich aber extrem viel. Robert: Wir befinden uns auch in einer privilegierten Situation in Bezug auf Fördergelder. Künstlerinnen und Künstler werden hier relativ schnell unterstützt. Das Programm ist eher unbürokratisch, wir müssen kaum nachweisen, was wir gemacht haben, man vertraut uns. Anderswo sind die Hürden höher. Ich finde aber auch, dass dieses «bequeme Leben» Gefahren birgt. Es fehlt irgendwann die Herausforderung, besonders das «Unbequeme», das anspricht, neu und kreativ zu denken. Camille: Ich persönlich muss immer wieder weichen von hier. Luxus und Bequemlichkeit kurbeln deine Kreativität ja nicht an. Zu sehen, wie das anderswo läuft und was die Leute dort machen – mit weniger Mitteln –, ist für mich sehr wichtig. Ich war zum Beispiel auch für längere Zeit in Hamburg.

Ihr habt euch für die Arbeit im Kollektiv entschieden. Wie habt ihr zusammengefunden?

Camille: Durch das Studium und unser Zusammentreffen im «Perla». Wir dachten am Anfang nicht, dass das Ganze zu dem würde, was es heute ist. FRICION ist wie eine Familie oder eine Beziehung. Magda: Es gab auch immer wieder Diskussionen, die Gruppe zu öffnen, andere Personen fest zu integrieren. Doch letztlich merkten wir, dass es in dieser Kombination, zu viert, am besten funktioniert; wir sind sehr eingespielt.

Als Kollektiv teilt ihr auch die Urheberschaft. Kommt euch da euer Ego nie in die Quere?

Lea: Nein, im Gegenteil. Ich habe Mühe, wenn es anders wäre. Ich persönlich bin als Teil eines Kollektivs mutiger. Ausserdem ergänzen wir uns ideal, denn wir haben unterschiedliche Stärken und Schwächen. Ich behaupte nicht, dass ich gar kein Ego habe, aber im Kollektiv kann ich mich als Künstlerin genug einbringen. Camille: Hinzu kommt, dass wir sehr entspannt sind, wenn wir gemeinsam neue Projekte entwickeln. Wir wissen, dass wir uns aufeinander verlassen können. Magda: Es spielt auch eine Rolle, dass fast alle von uns eine Caterausbildung absolviert haben. Im Cater wird ein Stück auch immer gemeinsam erarbeitet. Robert: Wir haben bewusst unterschieden, unsere Leidenschaft, Kreativität und Energie vollumfänglich in unsere Gruppe lassen zu lassen. Gleichzeitig drehen sich unsere Ideen auch automatisch um diese thematisieren.





Robert Steinberger  
Magda Drozd  
Lea Loeb  
Camille Jamet

In den Achtzigerjahren definierten die Akteure den Kunstbegriff mehrheitlich selbst. Ihr habt alle Kunst studiert. Wie habt ihr euer Studium an der ZHdK erlebt? Wie viel Freiraum hatet ihr, was für Plätzen?

**Camille:** Während des Studiums inspirierten mich die Aufgaben nicht besonders. Jetzt, wo wir unser eigenes Ding machen, bin ich viel motivierter. Ich schwänzte oft, als FRUCTION immer mehr Zeit einnahm. Die Dozenten tolerierten das, ohne es gut zu finden. Ich würde mich jetzt aber nicht als rebellisch bezeichnen, ich habe einfach meinen eigenen Kopf. Ich habe in erster Linie studiert, weil ich dachte, dass mir der Abschluss dann wieder anderes ermöglichen würde. **Robert:** Ich habe in Amerika studiert und gelernt, das System für mich zu nutzen. Der Austausch mit den Professoren und den anderen Studenten war extrem wichtig und interessant. Ich konnte mir aussuchen, mit wem ich arbeiten wollte. **Lea:** Grundsätzlich sehe ich Bildung als Chance; sie hat für mich einen enormen Wert. Die Kunstschulen funktionieren als Netzwerk. Es ist wohl auch eine Charakterfrage, denn im Grunde nutzt man ein Angebot und entscheidet selber, was man daraus macht. Ich habe für mich extrem viel aus dem Studium rausgezogen.

Die Vorlage zu einem gesetzlichen Mindestlohn wurde 2014 wuchtig abgelehnt, obwohl die Lohnschere sich immer weiter öffnet. Ihr betont, dass eure Kunstaktionen nicht wertorientiert seien. Ihr wollt Kunst in erster Linie erlebbar machen – und nicht verkaufen. Wie regelt FRUCTION die Sache mit dem Geld? Wie kommt ihr über die Runden?

**Lea:** Konkret leben wir alle jeweils von zirka 2500 Franken im Monat. Wir haben alle Nebenjobs. Robert arbeitet 60 Prozent als Kinotechniker, Camille an der Kinokasse. Ich jobbe 20 Prozent bei meinem Vater als Sekretärin. Camille und ich werden auch noch von unseren Eltern unterstützt. Heute haben wir uns zum allerersten Mal einen kleinen Lohn überwiesen. Im «Perla» haben wir in den vergangenen zwei Jahren nichts verdient, sondern mit den Geldmitteln, die wir haben, wieder neue Projekte finanziert. Mit dem Geld aus der Vereinskasse haben wir zum Beispiel eine Musikanlage gekauft oder ab und an die Rechnung für ein Mittagessen oder die Kosten für einen Gruppenausflug in die Berge beglichen. Es gibt immer wieder Momente, in denen Geld zwangsläufig zum Thema wird. Zum Beispiel jetzt. Seit drei Tagen ist mein Konto leer. **Magda:** Da ich noch studiere, kann ich in einer JUWO-Wohnung wohnen, für die ich lediglich 400 Franken zahle. Meine deutsche Kranken-

versicherung kostet 70 Euro. So geht das irgendwie, da ich die Ausgaben sehr niedrig halten kann. Ich schreibe im Moment meine Abschlussarbeit und kann deshalb nicht noch einem Nebenjob nachgehen.

Und mit dieser Situation, ohne finanzielle Sicherheit, kommt ihr gut klar?

**Camille:** Im Augenblick bin ich entspannt, aber es gibt immer wieder Tage, an denen ich leicht in Panik gerate. Ich erstelle dann Pläne, die ich regelmässig wieder verwirfere. Ich studiere zum Beispiel an weiten Ausbildungen herum, die ich noch machen könnte. Und dann sehe ich doch wieder davon ab, weil das, was ich jetzt mache, FRUCTION, so toll ist, mich ausfüllt und glücklich macht. **Magda:** Wir stehen ja noch ganz am Anfang, studieren oder haben den Bachelor gerade erst abgeschlossen. Wenn man länger im Beruf oder in der Kunstszene tätig ist, wird dieses Leben am Existenzminimum wahrscheinlich irgendwann schon hart. Als Newcomer hat man auch gute Chancen, finanzielle Unterstützung zu bekommen.

Max Frisch sagte einst, dass die Schweiz immer versuche, etwas Gewesenes zu sein, und auf ihre Eigenart stolz sei. Mit diesem statischen Denken entwickle man keine Utopien. Trifft diese Einschätzung heute noch ins Schwarze?

**Lea:** In der kleinen Welt, in der ich mich bewege, trifft das nicht zu. Ich finde es absurd, die Kreativität eines Landes pauschal zu hinterfragen. **Magda:** Ich denke, Utopie ist wirklich nicht so sehr das Thema hier; über utopische Ideen wird selten gesprochen. Ich persönlich fühle mich sehr unpolitisch. Da ich nicht abstimmen darf, weiss ich auch kaum, was politisch läuft in der Schweiz – ausser bei den Demonstrationen, die für allgemeinen Gesprächsstoff sorgen. **Camille:** Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass wir uns schon sehr in einem geschützten Rahmen bewegen. **Lea:** Unsere Aktionen im «Perla» waren aber alles andere als unpolitisch. Das Thema Gentrifizierung war omnipräsent: Verlust, Erinnerung, Geschichte. Ich denke, wir schreiben uns das Politische nicht auf die Fahne, wir sind auf unsere Art politisch.

Damit es einer Gesellschaft geht, braucht es ein Bündnis zwischen denjenigen, denen es relativ gut geht, die aber wissen, dass über Solidarität eine Gesellschaft zusammengehalten wird, und denen, die Solidarität brauchen, um nicht abgehängt zu werden. Warum fehlt zusehends die Empathie für Menschen, die an den Rand gedrängt werden?



Lea Loeb

«Unsere Generation hat es schwerer als die Generationen vor uns, wenn es um ein konkretes politisches Engagement geht. Heute sind die Dimensionen riesig.»

**Magda:** Grundsätzlich fühle ich mich gegenüber den grossen Problemen sehr ohnmächtig. Dass ich zum Beispiel gegen die Gentrifizierung und andere negativen Entwicklungen nichts Konkretes unternehmen kann, beschämt mich aber oft. Ich versuche darum, in meinem näheren Umfeld an neuen Formen künstlerischen Zusammenlebens zu arbeiten. **Lea:** Unsere Generation hat es schwerer als die Generationen vor uns, wenn es um ein konkretes politisches Engagement geht. Heute sind die Dimensionen riesig. Das Thema Verlust von billigem Wohnraum vermischt sich in den Medien mit anderen Themen, etwa Rohstoffabbau in Drittweltländern, genmanipuliertes Saatgut von Monsanto et cetera. Vor diesem Hintergrund entsteht ein Gefühl der Ohnmacht ob der Fülle an Informationen. Das ist wohl das Schicksal unserer Generation.

Zu den Besuchern im «Perla-Mode» an der Langstrasse im Kreis 4 zählen auch Leute, die im Quartier abhingen und im Winter eher ein warmes Plätzchen bei euch suchten.

**Robert:** Ja, ab und zu kam das vor. Die einen legten sich hin und schliefen während der Partys, die anderen wollten einfach reden. Wir blieben da entspannt, hörten einfach zu. **Lea:** Es gab ja auch Veranstaltungen, die eher ruhig waren, dann war das Publikum oft sehr gemischt, auch Passanten schauten regelmäßig herein. **Camille:** Ich fand immer, dass gerade diese Mischung den Charme des Ortes ausmachte.

Dass ihr diese Leute in eure Kunstaktionen integrieren könntet oder andere Randständige, etwa Flüchtlinge, war nie ein Thema?

**Magda:** Solche Kunstaktionen können auch auf Glasflächen führen. **Lea** und ich haben an der ZHdK einmal ein solches Theaterprojekt durchgeführt: «WG Babylon», eine Zusammenarbeit mit der Autonomen Schule Zürich. Es sind damals durchaus Freundschaften entstanden. Aber die Theaterarbeit an und für sich bewegt sich auf einem schmalen Grat, denn natürlich haben die Asylsuchenden und SansPapiers auch kritisieren können, dass wir sie für die Performance nur benutzt und dann wieder fallengelassen haben. **Lea:** Ich empfand das damals genauso. Es ist nicht einfach, denn am Ende stellt man sich schon die Frage: Was bringt es, was das jetzt nachhaltig? **Robert:** Mich beschämt, dass wir aus «unserer» Szene nicht ökonomisch brechen können. Wenn wir das wollten, müssten wir das aktiver angehen. Während meiner Zeit in Amerika kam ich am College mit den verschiedensten Leuten



in Kontakt. Das war ungemein bereichernd. Hier in Zürich ist das schwieriger. Man muss berücksichtigen, dass wir jung sind und künstlerisch noch sehr mit uns selbst beschäftigt. Wenn wir sicherer sind, werden wir es eher wagen, grössere Räume anzuzeigen. Aber wir müssen vorher noch gewisse Erfahrungen sammeln. **Magda:** Es stimmt schon, dass die Kunstszene in Zürich sehr geschlossen ist. Und dann fragt man sich natürlich auch: Für wen machen wir das jetzt, für unsere Freunde? Schön ist auch das, zweifelsohne. Bis jetzt haben wir es geschafft, die verschiedenen Disziplinen zu mischen und ihre Vertreter anzusprechen: Caterer, Leute, Musikerinnen und Musiker, Kunstschaffende. **Lea:** Es geht uns darum, ein Netzwerk zu bilden und immer wieder neue Leute einzubeziehen.

Aber birgt die Community nicht auch die Gefahr, dass sie irgendwann wieder ein geschlossener Kreis wird, undurchlässig?

**Camille:** Das ist exakt unser Thema. Was ist Gemeinschaft? Wir wollen offen sein für alle, doch wenn wir bestimmte Leute einladen, exkludieren wir andere. Die Frage lautet dann: Wie können wir das umgehen?

Was macht ihr in der Gessnerallee, in einem etablierten Kulturbetrieb, anders als im Space-Kunstraum «Perla-Mode»?

**Magda:** Wir werden vor allem den Austausch mit anderen Künstlergruppen noch intensiver pflegen. **Robert:** Im «Perla» haben wir viele Einzelprojekte gezeigt. Nun werden wir den Inhalt zusammen mit den eingeladenen Künstlerinnen und Künstlern erarbeiten. Das Kollektiv bekommt also noch eine grössere Bedeutung. Es geht nun nicht mehr darum, dass wir oder andere ihr Ding machen. Daher verändert sich der Prozess. Wir haben auch nicht jede Woche geöffnet. Es bleibt also viel mehr Zeit für die Vorbereitung. **Camille:** Wir werden viel intensiver und tiefergründiger arbeiten.

Im «Perla» haben wir möglichst viel gemacht, und wir haben auch den Anspruch, dass der Ort offen stehen soll für die Projekte der anderen. **Lea:** Am Schluss kamen wir so auf drei bis vier Anlässe pro Woche. Da wir alles gemacht haben – einrichten, aufräumen, putzen –, sind wir quasi nicht mehr rausgekommen aus dem Raum. Wir wollen im Nordteil der Gessnerallee das Zwischenmenschliche unserer Kunst machen. Während unserer Zeit im «Perla» haben wir nämlich festgestellt, dass Begegnungen eigentlich der wichtigste Teil sind. Darum möchten wir eine Atmosphäre schaffen, in der Begegnungen möglich sind, und dafür einen Rahmen schaffen. Wir bleiben zu viert, arbeiten aber immer mit anderen Leuten und Gruppen zusammen. Die Hierarchielosigkeit, die zwischen uns herrscht, wollen wir mit den anderen genauso pflegen. **Camille:** Genau, es ist unser Raum, aber wir werden nicht das letzte Wort haben.

Über die Generation Y, der ihr angehört, lesen wir, dass sie mit unzähligen Optionen gross geworden ist. Sie hat erfahren, dass alles möglich ist, aber nichts bleibt, wie es war. Welche Gedanken macht ihr euch über eure Zukunft? Glaubst ihr auch, dass alles möglich ist, Familie, Kunst, Glück?

**Lea:** Im Moment ist FRICION unser Ding, und wir geben alles dafür. Was dabei zurückkommt, ist wertvoll, und ich bin dankbar dafür. Wenn die Umstände sich verändern, beginnt wieder eine neue Lebensphase. Ausserdem haben meine Eltern auch keinen Rappen, als sie eine Familie gründeten. Sie sind diesbezüglich also durchaus Vorbilder. **Magda:** Prinzipiell fände ich es traurig, mich gegen etwas entscheiden zu müssen. Ich kenne auch genügend Leute, bei denen sowieso beides funktioniert: Künstlerin sein und Kinder haben. Ich denke also, wenn ich Kinder will, dann kriege ich die, egal, ob ich Geld habe oder nicht.

## «Die Zerstreung ist heute allgegenwärtig»

### Melinda Nadj Abonji

\*1968, kam 1973 von der Provinz Vojvodina im Nordosten Serbiens nach Zürich, wo sie heute noch lebt. Ihre Muttersprache ist Ungarisch. Für ihren zweiten Roman «Tauben fliegen auf» erhielt sie 2010 den Deutschen und Schweizer Buchpreis. Von 1992 bis 1998 spielte Melinda Nadj Abonji zusammen mit ihrer Schwester in der Frauenband Hagazussa, heute ist sie Autorin, Musikerin, Textperformerin und Gastdozentin. Sie schreibt auch Stücke fürs Theater, im vergangenen Jahr zum Beispiel «Schildkrötensoldat» fürs Theater Basel.

### Manuel Stahlberger

\*1974, lebt als Liedermacher, Kabarettist und Zeichner in St. Gallen und wurde mit dem «Salzburger Stier 2009» ausgezeichnet. Er war die eine Hälfte des Songschreiberduos «Möla & Stahl», das den Prix Walo gewann. Im Ostschweizer Kulturmagazin «Saiten» publizierte Manuel Stahlberger bis 2005 die Comicreihe «Herr Mäder», die es mittlerweile auch als Buch gibt. Er war Teil von Stahlbergerheuss, einem Dada-Duo, das mit allerlei Maschinen experimentierte. Seit 2004 ist er mit einer Band unterwegs, die bisher vier Alben veröffentlicht hat; das letzte, «Die Geschichte ist besser», ist 2014 erschienen. Im Bogen F spielte er im April 2014 an zwei aufeinanderfolgenden Abenden vor ausverkauftem Haus.

Was hat euch im vergangenen Jahr zuversichtlich gestimmt, und was war ein Antrieb?

**Manuel Stahlberger:** 2014 ist unsere neue Platte «Die Geschichte ist besser» herausgekommen. Ich bin aber auch zum zweiten Mal Vater geworden, was ein noch viel intensiveres Erlebnis ist. Ich muss heute mit weniger Zeit auskommen und habe gelernt, schneller zu arbeiten. Dass dies verblüffend gut funktioniert, ist für mich eine neue Erfahrung. **Melinda Nadj Abonji:** Ein Antrieb ist und war für mich, dass ich zu verstehen versuche, was gesellschaftlich passiert, obwohl ich dabei auf viele beunruhigende Fakten treffe. Es ist eine Zeit, in der ich im Kopf vieles sammle: Ich nehme Teil an politischen Geschehen in der Schweiz und versuche, mich einzumischen. Ich interessiere mich aber genauso stark für die politischen Ereignisse in Europa. Im Zusammenhang mit einer Anfrage für einen Essay über die Stimmung in Zürich vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs habe ich intensiv in Archiven über die Zeit um 1914 recherchiert. Das mache ich sehr gerne, da sich mir dadurch ein ganz anderer Blickwinkel erschliesst. Ich tauche ein in Tagebücher, Zeitungsartikel, Kleinschriften. Der Schrift zurück ermöglicht mir einen anderen Blick auf die Gegenwart. Ich sehe Parallelen zu heute – und erschrecke darüber, da die meisten Leute ja glauben, dass Krieg in Europa unmöglich sei. Slavoj Žižek, ein slawischer Philosoph und wichtiger Denker, hält einen Ausbruch jederzeit für möglich. Wir gehen davon aus, dass wir alles im Griff haben, aber vieles ist im Umbruch.

Was hat euch am meisten beunruhigt?

**Melinda Nadj Abonji:** Beunruhigend ist für mich die wirtschaftliche und politische Situation in Ungarn, Griechenland und Serbien. Serbien steht zum Beispiel noch viel schlechter da als Griechenland, nur nimmt das hier niemand wahr, weil die Medien nicht darüber berichten. Die Jugendarbeitslosigkeit beträgt 60 Prozent. In der Vojvodina, wo ich herkomme, ist sie noch höher. In Serbien sind wieder Leute an der Macht, die in den Neunzigerjahren als Slobodan Milošević's rechte Hand galten. Es gibt so viele Indizien dafür, dass die Geschichte sich wiederholt; diese Anzeichen sind sehr bedrohlich. Im Hinblick auf die Schweiz beunruhigt mich die Verhärtung des politischen Diskurses – und dass alle abwiegeln und sagen, es sei nicht so schlimm. **Manuel Stahlberger:** Mich hat 2014 eine komische Geschichte beschäftigt. Erlebt hat sie ein Freund von mir, der nach Strich und Faden verarscht worden ist. Ich darf die Geschichte nicht erzählen,

aber unter dem Strich geht es darum, dass Menschen, die ohnehin mehr als genug Geld besitzen, diejenigen ausnehmen, die wenig Geld haben. Diese Abgehängtheit und Ungerechtigkeit hat mich energiert und aufgewühlt, gleichzeitig ist sie sehr sinnbildlich für unsere Zeit. Obwohl: Vermutlich war das schon immer so. **Melinda Nadj Abonji:** Ja, das ist ein heikler Punkt. Im Grunde sind wir ja froh, dass wir als Künstler machen können, was wir machen. Doch auch in unserem Leben gibt es eine geschichtliche Seite. Und leider sind wir in diesen Dingen oft eher gutgläubig und ungeübt.

Jüngere Leute sagen immer öfter, dass sie Ungerechtigkeiten, Kriege, Flüchtlingsströme, der Vormarsch des IS ohnmächtig mache. Kennt ihr dieses Gefühl?

**Melinda Nadj Abonji:** Vielleicht fühlt man sich ohnmächtig, aber das Wort ist irreführend, weil es von Verantwortung entbindet. Selbst wenn man sich überfordert fühlt und es anstrengend ist, muss man etwas tun, sich wehren. Nur ist die Zerstreung heute allgegenwärtig: Wir können uns gehen ablenken, im Netz und mit dem Smartphone, gleichzeitig hier und überall sein. Ich unterrichte zurzeit als Gastdozentin an der Zürcher Hochschule der Künste das Fach Schreiben und Vortragen, und diese zerstreute Energie ist richtiggehend spürbar. Aus meiner Sicht ist es wichtig, sich zu entscheiden. Genau das passiert aber immer seltener. **Manuel Stahlberger:** Der Vormarsch des IS ist eine sehr abstrakte Gefahr. Ich persönlich werde aktiv, wenn etwas in meinem näheren Umfeld passiert – wenn man in St. Gallen zum Beispiel das Polizeireglement verschärft und Überwachungskameras installiert, weil St. Gallen die sicherste und sauberste Stadt im ganzen Bodenseegebiet sein will.

Wenn ihr zurückschaut: Wie war das in eurer Jugend? Was hat euch beschäftigt?

**Melinda Nadj Abonji:** Ich habe in jungen Jahren freiwillig Unterschriften für Greenpeace und WWF gesammelt. Während der Schulzeit habe ich einen tollen Lehrer, der uns ökologische Themen näher brachte, Zusammenhänge erklärte. Ich halte mich grundsätzlich nicht für einen besseren Menschen, weil ich mit Leuten fühle, denen es nicht so gut geht, es gehört einfach zu meinem Leben. Es beschäftigt mich, wenn ich jemanden sehe, der keine Hilfe bekommt, aber Hilfe nötig hat. Ich habe herausgefunden, dass es mit Durchlässigkeit zu tun hat. Vielleicht entscheidet man als Kind, ob man durchlässig sein will oder nicht, ich habe keine Ahnung. Die





Melinda Nadj Abonji

Manuel Stahlberger

Rechtsnationalen nehme ich auf jeden Fall als sehr militärisch wahr, und militärisch bedeutet für mich auch undurchlässig. Manuel Stahlberger: Ich frage mich, ob man das als Kind bewusst entscheidet. Mir fällt auf: Vieles aus der eigenen Kindheit wiederholt sich, wenn du eigene Kinder hast. Aktivitäten, in denen du damals aufgegangen bist und in denen du nun noch einmal aufgehst. Ich überlege mir heute manchmal, wieso ich in gewissen Situationen festen Boden unter den Füßen habe und in anderen gar nicht. Ich stelle mir vor, dass viele Weichen in den ganz frühen Jahren gestellt werden. Und dann schlägt man sich ein Leben lang damit herum, die eine oder andere Richtung zu korrigieren. Melinda Nadj Abonji: Mir gefällt in diesem Zusammenhang das Wort «Ahnen»: Unsere Ahnen, von denen wir das meiste nicht wissen, aber vielleicht erahnen. Ich habe eine Zeit lang viel von meiner Grossmutter geträumt, obwohl ich sie gar nie kennengelernt habe. Irgendetwas, das mir wichtig ist, scheint mit dieser Grossmutter verknüpft zu sein. Ich bin überzeugt, dass es dafür einen Grund gibt. Manuel Stahlberger: Ich habe einen Grossvater, der früh verstarb. Über ihn kursierten viele Geschichten. Man erzählte mir, dass er auch eher am Rand für sich gelebt habe, immer ein bisschen langsamer gewesen sei als die anderen, auch im Gespräch. Ich denke heute, dass wir uns wahrscheinlich viel zu sagen gehabt hätten.

Wie erklärt ihr euch euren Werdegang, die Fähigkeit, an das zu glauben, was ihr macht?

Manuel Stahlberger: Ich wusste einfach sehr früh, was ich nicht wollte. Ich habe das Gymnasium abgebrochen und zuletzt auch eine Ausbildung zum wissenschaftlichen Zeichner. Die Schule habe ich geliebt, weil ich mich dort sehr schnell fremdbestimmt fühlte. Ich hatte so viele Ideen, schon als Kind, und um diese Ideen verwirklichen zu können, brauchte ich Zeit und Raum. Aber diesen Raum hast du ja nur beschränkt zur Verfügung, weil ständig das Wichtigste ist, was die Schule will. Ich habe mich nach und nach verpuppt, um nicht völlig durchzudrehen. Und im Anschluss an die Schulzeit, die ich nach den obligatorischen neun Jahren für beendet erklärte, musste ich mich zuerst wieder freikämpfen. Das waren ein paar zähe Jahre. Aber ich hatte noch einen Restglauben aufgespart und suchte mir meine Nische. Ich wollte zuerst Comiczeichner werden und bin dann über Umwege Liedermacher geworden. Wobei ich ja vor allem Texte schreibe; die Musik entsteht zusammen mit der Band. Melinda Nadj Abonji: Ich wusste

lange nicht, was aus mir werden sollte. Im Gymnasium waren meine Leistungen sehr schwankend. Geographie und Literatur wählte ich als Studium, weil ich damals unbedingt mit meiner besten Freundin studieren wollte. Ich spürte immer diese enorme Diskrepanz zwischen der Aussenwelt, die etwas Bestimmtes von mir wollte, und meiner Innenwelt. Mit 22 geriet ich in eine schwere Lebenskrise. Jahre lang existierte das, was man Normalität nennt, nicht mehr. Als es mir endlich wieder besser ging, fragte mich meine Schwester, ob ich nicht Lust hätte, mit ihr eine Band zu gründen. Zuerst dachte ich, dass mir die Kraft dafür fehlen würde. Doch ich fand es letztlich packend, mit der Geige nun Dinge ausprobieren zu können, die meine frühere Lehrerin wohl nicht hätte hören wollen. Ich schrieb damals mit meiner Schwester auch die ersten Texte; wir entwickelten eine eigene, witzige Sprache, und ich entdeckte meine Muttersprache neu: Ungarisch. Danach gab es eine Art Zäsur, denn mir war klar, dass in meinem Leben irgendetwas passieren musste. Ich durchlebte erneut eine heftige Krise und kam dann, nach einer existenziellen und schmerzhaften Suche, zum literarischen Schreiben.

Melinda, du nimmst in deinem aktuellen Quartettstück «Schildkrötensoldat» Bezug auf den Tod des Rekruten Pierre-Alain Monnet, der im schweizerischen Militärdienst in den Tod getrieben wurde. Manuel, du schilderst in deinen Liedern kleine Alltagssituationen, in denen (sich) oft ein grosses Drama (ver)steckt, zum Beispiel im Song «Rägebogesiedlig». Wie endet ihr eure Stücke?

Manuel Stahlberger: Ich suche nie sehr weit. Die Regenbogensiedlung existiert in der Realität nicht, aber dieses Bild von einem beängstigenden Labyrinth, das habe ich mit mir herumgetragen. Ich mag es, wenn jemand in einem Song eine einfache kleine Geschichte erzählt und beim Zuhören dann eine ganze Welt aufsteht. Oder wenn in Liedern von Figuren die Rede ist, die mich berühren. So oder so: Worüber ich haltlich schreibe, entscheide ich sehr intuitiv. Melinda Nadj Abonji: Von Anfang an, an die ich mich heran tasten will, muss immer eine starke Energie ausgehen. Was ich aufschreibe, ist eng verknüpft mit meiner Geographie. Am Fall des Rekruten Pierre-Alain Monnet hat mich interessiert, was das Militär mental mit den Männern macht. Persönlich betroffen hat mich das Thema, weil ein Cousin von mir mit 28 gestorben ist. Als ich später seine Krankengeschichte lesen konnte, erkannte ich, dass sein Tod auf Misshandlungen



Melinda Nadj Abonji



Manuel Stahlberger